

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wilhelm Leevend

Eine moralische Geschichte aus der würclichen Welt zur Beförderung der
Menschenkunde

Müller, Johann Gottwerth

Hamburg, [1800]

Fünf und vierzigster Brief. Amalie Belcour an Jacob Bernhards.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8444

Fünf und vierzigster Brief.

Amalie Belcour an Jacob
Bernards.

Werther Freund!

Ich habe versprochen, an Sie zu schreiben; ich erfülle nun mein Versprechen. Viel kann ich nicht zugleich schreiben und das aus verschiedenen Ursachen. Sie werden daher diesen Brief etwas unzusammenhängend finden, was meinen Briefen sonst nicht eigen zu sein pflegt.

Ein getheiltes Vertraun ist kein Vertraun. Sie müssen alles wissen, oder gar nichts. Wären Sie der denkende, gefezte Mann nicht, der Sie sind, dann könnten Sie gewiß nicht das ertragen, was Sie nun nicht mehr vermuthen, sondern als gewiß wissen werden. Wäre mir die völlige Güte Ihres edlen Herzens nicht bekannt, ich würde besonders vor Ihren Augen eine Sache in die dunkelste Nacht des Geheimnisses stellen müssen. Ja, Bernards, Lottchen, ihr zärtliches, angebetetes Lottchen, war gegen Freund und Feind nicht ganz gleichgültig. Wäre sein Herz frei gewesen, er würde ihre Liebe sicher nicht allein mit Freundschaft erwidert haben. Lesen Sie die einliegenden Briefe mit Aufmerksamkeit durch und sagen Sie mir dann, wer von diesen beiden jungen Leuten der Edelste ist? Den letzten Brief in diesem Päckchen hat er mir gestern Abend gegeben, denn erst da bin ich hier angekommen. Ich erwarte alle diese Schreiben zurück, wenn ich wieder zu Hause sein werde.

Ich will's versuchen, ob ich meine Erzählung anfangen kann. Ich fürchte, daß Lottchens

Tod einen nicht zu zerstreunden Nebel über den
 Geist unseres lieben, jungen Freundes gezogen
 hat. Er ist äusserst unglücklich, wenn man dies
 bei dem Bewußtsein der Unschuld sein kann. Ich
 kam sehr gerührt und erschöpft hier an. Ich
 hatte nichts von meiner Ankunft vorher gemel-
 det. Als ich ins Haus trat, war meine erste
 Frage nach Bevend. Unangekleidet saß er in
 einer Ecke im Speisezimmer, sein Kopf war
 auf die Hand gestützt. Er sah verfallen und ge-
 wissermaßen verwirrt aus. Er bemerkte es gar
 nicht, daß ich ihn beobachtete, eh ich nicht an
 einen Stuhl stieß und ihn so bewog, aufzu-
 blicken. Behmüthig sah er in die Höh er-
 schrocken und schien zu zweifeln, ob er auch
 recht sähe. Er sprang auf, flog mir an den
 Hals und schwieg. Er versuchte es, mir ins
 Gesicht zu sehn; aber er konnte es nicht aushal-
 ten, sein Kopf sank nieder. Ich hatte rührende
 Auftritte erwartet: ich wußte es, wie lieb er
 sie hatte, wie er an sie gewöhnt, gefesselt
 war. So hielt er mich eine geraume Zeit um-
 armt. Sein ganzes Nervensystem zitterte. Ich
 führte ihn nach einem Stuhl hin, durch Vor-

halten von Spiritus mußte ich ihn gegen eine Ohnmacht schützen. Ich, die ich die Feinheit und Stärke seiner Leidenschaft kenne, kann mich nicht darüber wundern. Ich ließ einen Arzt holen, der ihm Stärkungsmittel reichte. Nach kurzer Zeit war er besser. Er hatte noch kein Wort gesprochen und ließ alles mit sich geschehn; just wie einer, der es mühsamer findet, etwas zu reden, was es auch sei, als alles mit sich vornehmen zu lassen. Er stand auf, ich wußte, was er wollte. Er führte mich nach dem Trauerzimmer. Lebend, als ob er von einem heftigen Fieber gerüttelt würde, hob er den Deckel des Sarges auf und rief aus: da, da liegt Pottchen! Er rang seine Hände und alle Zeichen einer wahnsinnigen Betrübniß wurden an ihm bemerkbar. Er war der Ohnmacht nah.

Schweigend flossen meine Thränen. Ich war bis ins Innerste meiner Seele gerührt. Ich wollte ihn trösten und bedurfte des Trostes selbst. Eine Betrübniß, wie die seine, ist nicht zu hemmen, sie muß, wo möglich abgeleitet werden, um ihren Stroh zu schwächen.

Ich dachte daran, indem ich meine verstorbene Freundin betrachtete. Bei jedem Kuß, den ich auf ihre Lippen drückte, sprach ich einen noch zärtlichern Namen aus. Mit bestränktem Augenblicke ich sie an und sagte: „wie früh bist du glücklich! Was kann, was wird uns wegen deines Verlustes trösten? Nur die herrliche Vorstellung deiner Glückseligkeit. Wenn wir's verdienen, deine Freunde genannt zu werden!“ Wilhelm schwieg noch immer. Seine Seele hat nur eine Vorstellung: Pottchen ist gestorben! Abwechselnd küßte er ihre Hände und ihre Stirn; dann sah er zum Himmel empor, nicht nach mir, rang seine Hände und legte sie wieder auf den Rand des Sargs und starrte mit matten, leblosen, niedergeschlagenen Augen auf die theure Leiche. Er fing an zu weinen. Ich ließ ihn weinen, störte ihn nicht. Widerstand kann nichts anders, als erbittern. Ich ließ ihm den vollen Genuß der Seelenwollust seiner Traurigkeit, so lange es seine Kräfte erlaubten und setzte mich in dem Zimmer nieder. Endlich kam er auf mich zu, schien verwirrt, fragte

mich nach seiner Gesundheit und sagte: Pottchen ist todt! Nun fing ich an zu hoffen.

Ich. Beevend sehen sie sich zu mir, wir wollen zusammen trauern. Unser gemeinschaftlicher Verlust ist groß. Wir müßten die liebe Seelige wenig gekannt haben, wenn unsere Betrübniß auszusprechen wäre. (Er sah mich so scharf an, als wollte er mich durch und durch sehn.)

Er. Ist es denn meine Belcour, die so spricht?

Ich. Ist in dem, was ich sage, etwas, das sie befremden kann? Glauben sie, daß sie jemand, wer es auch sey, mehr geliebt haben kann, als Belcour? Mehr verlieren kann, nun sie mir fehlt?

Er. (Er schüttelte den Kopf, ich nahm davon keine Notiz.) Mehr geliebt haben kann, als Belcour? Mehr verlieren? . . .

Ich. Leevend, dies liebenswürdige Geschöpf ist, so zu sagen, unter meinen mütterlichen Augen geboren und aufgewachsen. Urtheilen sie, mein Freund, wie theuer sie meinem Herzen gewesen sein muß.

Er. Was? . . . (Er trat mit einer Miene zurück, die Geringschätzung aussprach.) Sie liebten sie mehr, als ich? Wähnen sie dies nicht. Verlieren sie mehr, als ich, der alles verliert?

Ich. Thörichter Jüngling, können sie ihre Liebe mit der meinen vergleichen? Nun, die Probe wird alles anweisen!

Er. Die Probe?

Ich. Ja, diese. Wer nimmt den größten Antheil an ihrem unaussprechlichen Glück? Wer dies thut, ist der größte Freund und das um so mehr, je mehr er dabei verliert. Sehn sie dies ein, oder nicht?

Er. Ich leugne es nicht . . . aber . . .

Ich. Aber wir sind beide darüber einverstanden, daß wir unendlich viel verlieren. (Er wollte sprechen, ich that, als ob ichs nicht bemerkte und fuhr fort:) Außer dieser Einzigen habe ich niemand, für den mein Herz stärker schlägt. Ich verliere daher wohl weit mehr, als sie, mein Freund, da sie noch so viel übrig behalten, um sich daran zu fesseln. Aber ich werde mich dennoch, wenn die Natur befriedigt ist, in das schmerzhafteste Schicksal finden. (Er lächelte, aber es war das schauerliche Lächeln des Schmerzes, ich sah dies völlig ein.)

Er. Finden, finden!

Ich. Ja, finden. Ich wiederhole es, indem ich die zärtlichsten Thränen weine, die jemals flossen. Unsere Freundin ist's wohl werth, daß sie von redlichen und gefühlvollen Seelen betrauert wird.

Er. (Etwas verdrüsslich.) Wenn die Natur befriedigt ist, dann werde ich mich auch trösten. Meine Seele nerhält tiefeingerdrückte, glühende Gefühle. Mein Charakter ist nicht schwach, ich gebe nicht jeder Einwirkung nach.

Sch. Und man verfeinert sich jetzt mehr als je. Schwacher Charakter! Seht man seinen Ruhm nicht darin, unser ganzes Wesen erst zu schwächen und es dann aufzulösen? Beweist man seine Standhaftigkeit nicht durch eine alles übertreibende Empfindsamkeit? Wenn ein zartes, empfindsames Mädchen, das gegen die Leiden des Lebens wenig abgehärtet ist, bisweilen schwach handelt, so ist das ihre Schuld nicht: ihre Kräfte reichen, um eine Last zu tragen, nicht hin. Daß aber ein Jüngling, der sich bei verschiedenen Gelegenheiten als einen verständigen, gefesteten Mann zeigte, sich der Müthlosigkeit preis giebt und aus einer verfeinerten Eigenliebe, der Traurigkeit alles, alles zum Raube überläßt, dies misbillige ich höchstens.

Er. Glauben sie, Belcour, daß meine Betrübniß aus einer andern Quelle fließt, als aus diesem zerrissenen Herzen? (Berührt legte er seine Hand auf dasselbe.) Glauben sie, daß der Freund eines Vottchens es nöthig hat, durch leere Einbildungen seinen Schmerz noch zu vergrößern? Wie wenig kennen sie mich dann!

Ich. Ja, ich weiß es, in ihrem Herzen selbst ist die Quelle, aber ich weiß auch, daß die gereizte, bewegte Phantasie, unsern Lieblingsempfindungen sehr hold ist. Nicht als ob wir deswegen weniger aufrichtig wären, weniger fühlten, uns verstellten; nein ich will damit nur so viel sagen, daß wir vieles der Natur zuschreiben, was allein unser künstliches Bedürfniß geworden ist.

Er. Unser künstliches Bedürfniß?

Ich. So meine ichs. Was aber das schlimmste ist, das künstliche wird bald unser

natürliches Bedürfnis, ohne welches wir nicht mehr bestehen können. Unsere theure Verstorbene ist ein trauriger Beweis davon.

Er. Reden sie verständlicher, es kommt mir alles so dunkel vor.

Ich. Das will ich thun. Unser geliebtes Pottchen erhielt von der Natur ein so unbeschreiblich gefühlvolles Herz, sie hatte ein so zartes, feines, schwaches Nervensystem, daß sie bei der Erzählung rührender Scenen öfter die Farbe wechselte und wenn sie auch gesund war, öfter erschüttert wurde. So hatte sie die Natur geschaffen. Aber mit Vergnügen neigte sie sich zur Schwermuth, suchte die Einsamkeit. Dies bemerkte ich. Ich warnte sie dagegen oft und ernstlich. Ich sah es voraus, daß meine Freundin einst würde in Verhältnisse gerathen können, die sie bei der ihr eigenen Stimmung zertrümmern mußten, wenn sie ihren ausgezeichneten Verstand nicht gebrauchte, ihre zu große, zu leb-

hafte Empfindsamkeit abzukühlen und durch Nachgedanken zu mäßigen.

Er. Stand dies auch in ihrer Gewalt?

Ich. Können sie mich das fragen?

Er. Antworten sie mir.

Ich. Stand dies in ihrer Gewalt? fragen sie und sehen mich in Erstaunen. Sind wir denn für unsere Thaten nicht verantwortlich? Will denn die höchste Güte da ernten, wo sie nicht gesäet hat? Werden wir nicht nach Billigkeit beurtheilt werden? Wird mehr von uns gefodert, als unsere natürlichen Kräfte zulassen?

Er. Werthe Belcour, ich bin der Uebersetzung und des Nachdenkens nicht fähig! In meiner Seele herrscht Dunkelheit, mein Geist

ist schwach, ausgetrocknet! Ach! wüßten sie, wüßten sie, was mein Herz leidet! (Er stand schnell auf und eilte nach der Leiche hin.) Mein theuerstes, ganz mein Lottchen, meine Freundin, heiligster Schatz meines Herzens, kann ich deinetwegen zu traurig sein? Unempfindlichkeit, bist du eine Tugend? dann schaudert meine Seele mit Abscheu vor dir zurück! So lange ich athme, meiner selbst noch bewußt bin, werde ich um dich trauern! In dem Innersten meines Herzens werde ich dein Andenken heiligen.

Er sank auf die Leiche nieder, ich stöhnte ihn in seiner tiefsten Traurigkeit nicht. Sie war zu heftig, um lange anhalten zu können. Ich nährte die Hoffnung, daß sich der übergespannte Schmerz bald legen würde. Sein Herz klopfte wieder stärker, er seufzte. Große Thränen fielen aus seinen niedergeschlagenen Augen. Er drückte seine glühenden Lippen auf die der Erblaßten. Verzweifelt warf er sich auf einen Stuhl hin. Herr Roulin trat herein und Wilhelm umarmte ihn mit wilder Unzufriedenheit.

Er. Kommen sie, Roulin, mein Freund, mein Bruder, sie sind betrübt. (Sie kennen Roulin; er leidet um so vielmehr, weil er innerlich leidet, nicht von seinem Schmerz spricht.) Diese Frau, (er zeigte auf mich) ist für mich und schwache Sterbliche viel zu groß. Ich sympathise nicht mit ihr, ob ich gleich ihre Grundsätze ehre.

Ich. Nicht zu groß, aber zu kühl, meinen sie nicht so?

Er. Jesus weinte! (O! Bernards, mein Freund, könnte ich den Ton der Stimme nachahmen, mit dem Wilhelm diese beiden Worte aussprach! Sie wissen es, wie stark seine Züge reden, wie ausdrucksvoll der Blick seiner herrlichen Augen ist! Nie habe ich so viel, so alles in den Worten gefunden, als nun.)

Ich. Ja, theils über die Schwachheit der Trauernden, theils über den Tod seines Freundes.

Beim Abendbrodt sprach er keine Silbe, sah mich von der Seite an; aber wenn ich meine Augen aufschlug, wandte er die seinen verlegen von mir weg. Ich überließ ihn sich selbst, sprach mit Roulin über mancherlei Besorgungen und trocknete mir von Zeit zu Zeit die Augen ab.

Roulin. In welche Verlegenheiten würde ich ohne ihren gütigen Beistand gerathen!

Ich. Meine zärtliche Liebe für meine seelige Freundin, giebt mir Kraft, für ihre theure Leiche um alles mit geziemendem Anstande zu besorgen. (Ich weinte.)

Roulin. Sie sind sehr betrübt, beste Belcour.

Ich. Mehr als ichs jemals war, mehr als ichs sagen kann. Allein die Traurigkeit, sie läßt mir noch Muth und Stärke, Pflichten zu erfüllen, die die Verstorbene jetzt von ihren Freunden fodern kann. Dies ist jetzt alles noch, mein

Freund, wodurch wir ihr beweisen, wie theuer sie uns gewesen ist.

Roulin. Glücklich ist der, wer seinen Schmerz der Vernunft unterwirft und sich auch darum bemüht.

Ich. der ist der Größte und Glücklichsste, der die heftigsten Leidenschaften im Zaume hält. Dies ist auch die Bedingung, unter der wir nur zur sittlichen Güte und Stärke gelangen können. Tugend fodert Kraft. Sie ist nicht die Freundin ohnmächtiger Charaktere. Sie baut ihren Tempel nicht auf einen Sandgrund. In einem Herzen, das unvermögend ist, Widerstand zu leisten, sich nicht zu einer mühsamen Pflicht erheben kann, verweilt sie nicht gern. Auch zu seiner Traurigkeit muß man sagen können: bis hieher und nicht weiter. . . . Er schwieg noch immer, ich wollte ihn gern zum Sprechen bringen und fuhr so fort: Alles, was uns von unserer Hauptpflicht ableitet, müssen wir bestreiten, ohne es mit einer geheimen Neigung zu hegen. (Er schwieg noch immer, sah

mich aber an, ich achtete aber nicht darauf und sprach mit Roulin weiter.) Es giebt jetzt Autoren, die in Hinsicht dieses Punktes, unsern jungen Leuten schlechte Dienste leisten. Sie geben ihnen Bücher in die Hände, die die Kraft in Leiden abspannen, sie zur Schwermuth stimmen und Lebensüberdruß erzeugen. Man rechnet es sich weit höher an, trauernd durch das Leben zu gehn, als den Pilgerpfad mit vergnügtem, dankbarem, erweitertem Herzen zu wandeln. Von den Menschen halte ich nichts, die uns die Welt stets in einem schwarzen Flor gehüllt, zeigen. Es giebt in unserm Leben immer lichte Zeitpunkte. Warum richten wir nicht darauf unsere Aufmerksamkeit? Es ist Schwäche, unsere Augen nicht gebrauchen zu dürfen, um den Unglücksfällen dieses Lebens nicht muthig ins Gesicht zu sehn. Nicht mit dem bloßen Trauern sollen wir unsere Zeit verzehren, sondern uns in unserm Kreise thätig zeigen. Empfindsamen Menschen müßte man nie solche Bücher in die Hände geben, die zur Schwermuth reizen. Diese jungen Leute mit Abscheu, mit Gleichgültigkeit gegen das Leben erfüllen, kann weder ihr Herz

bessern, noch ihren Verstand aufklären. Man muß die Welt nicht ein Trauerhaus nennen. Das ist thöricht, ist undankbar. Unsere unglückliche Lage wird nur dadurch verschlimmert.

Levend. Unglückliche Lage! denken sie denn, daß der, der sich über nichts, als seine Betrübniß freut, die der Verlust seines theuersten Schazes verursachte, unglücklich ist? Glauben sie mir, er ist so glücklich, daß er es für Grausamkeit achtet, ihm davon auch nur das Allerwenigste zu entziehn. Sein Leben, nicht seine Betrübniß will er sich nehmen lassen.

Sch. Aber sagen sie mir, was ist Glück, worin besteht es?

Levend. In dem Bewußtsein, daß ichs auf das vollkommenste fühle, daß ich alle meine Kräfte, von welcher Art sie auch sind, in dem höchsten Grade thätig besitze und frei mit ihnen handeln kann.

Sch. Darüber bin ich mit ihnen nicht einerlei Meinung.

Lebens. Und aus welcher Ursache?

Ich. Weil eine übertriebene Betrübniß eben so sehr, wie alle andere Leidenschaften, unser helles Seelenauge umnebelt. Sie durchzieht unser ganzes Wesen mit einem tödtenden, langsam wirkenden Gift, das, je angenehmer, desto gefährlicher für uns ist. Unzufriedenheit, Scham und Reue folgen allen andern Leidenschaften schnell nach, sobald das Blut nicht mehr sprudelt und der Ton unserer Nerven nicht mehr überspannt ist. Dadurch lernen wir gegen die Leidenschaften auf unserer Hut sein. Wir erfahren, daß der Genuß weniger werth ist, als die Nachwehen. Aber die Betrübniß raubt uns auch die Lust, das Vermögen zu ernsten und nützlichen Ueberlegungen. Der Slave der Traurigkeit ist in sich selbst und in die Quelle seines Glends versunken. Seine Augen sind auf einen einzigen Punkt gerichtet. Seine Seele kann nicht erwägen, nicht vergleichen: Sie sieht, sie fühlt nur eine Vorstellung. Sehr bald erlahmt und erschläft das Nervensystem. Man betrachtet mit Veranügen seinen Zustand, man schmeichelt sich

auch mit dem Gedanken, daß man insbesondere des Gefühls der Liebe und Freundschaft fähig ist.

Levend. Ich verstehe sie, ich fühle die Kraft ihrer Gründe; aber wie soll der, der von der tiefsten Betrübniß überwunden, von ihr verwundet, durch sie entkräftet ist, wenn er's auch wünschte, ihr Grenzen sehen? Ist's ihm möglich?

Ich. Möglich? Schon wieder dieselbe Frage. Man muß nicht so lange warten, bis der Verlust aller Kräfte es unmöglich macht. Früher kann man thun, was man thun muß. Zum Unmöglichen bin ich nicht, kann ich nicht verpflichtet sein. Aber ich kann mir etwas, wenn auch nicht durch, aus unmöglich, doch sehr beschwerlich machen. Sollte mir eine Versuchung zu stark werden, dann muß ich sie fliehn. Eine große Seele kann wohl überwinden, aber nicht mit der Versicherung unterhandeln. Wenn ich voraussehe, daß der Umgang mit jemand, mir das Scheiden von ihm unmöglich machen würde, dann muß ich ihn lieber vermeiden. (Hier sah er mich entrüstet

an und glaubte sicher, daß ich auf sein Verhältniß mit Lottchen hindeutete. Dies war nicht der Fall. Vielleicht dachte er an Mamsell Helder.)

Leevend. Ach! wüßten sie, was ich verliere! Mein Herz, mein Herz blutet ihretwegen. Der Engel wird mich nicht mehr leiten, führen, veredeln. Alles ist verloren. (Es entquollen seinen Augen viele Thränen.)

Ich. Sie verlieren viel! Sie verloren eine vorzügliche, Sie ungetheilt liebende Freundin; aber verliert Roulin und ich weniger? War sie von ihrer Kindheit an nicht der Liebling unserer Herzen? (Vor Weinen konnte ich kaum reden.) Genug für diesmal. Wenn wir erst beruhigter sind, wollen wir ernsthaft sprechen, was wir zu thun haben.

Mit übereinandergeschlagenen Armen, in Gedanken verloren, saß er da. Es war spät. Ich ging nach Lottchens Schlafzimmer. Ich weinte mich in den Schlaf. Sie ist nicht im mindesten verändert. Ich habe sie öfters so

schlummern sehn. Folgen Sie meinem Rathe und besuchen Sie uns noch nicht. Ich zweifle, ob Sie Ihre Grundsätze gegen die tiefste Wehmuth schützen würden. In Leevend's Trauer liegt so etwas Edles, Seelenrührendes, daß man sich's beinah verdenkt, nicht so traurig sein zu können. Er hat Trauerkleider an, als ob seine Schwester gestorben wäre.

Dieser Brief ist pausenweise geschrieben. Morgen in aller Früh und in der größten Stille, wird die Leiche nach . . . gebracht und in der Kelterngruft beigesezt.

H. Belcour.

Sech und vierzigster Brief.

Wilhelm Leevend an Jacobine
Weldenaar.

Therurste!

Können Sie denn auch noch Mitleiden mit mir haben? Und warum nicht? Ich bin ja ein Mensch! Sie dulden ja den, den Gott duldet! Ich hasse mich so sehr, daß ich leben will, um mich langsam sterben zu sehn. Vortchen ist todt!! Ich bin an ihrem Tode schuld. Sie starb durch mich in der Blüthe ihrer Tage. Sie ist nicht veruelkt, sie ist grausamer Weise abgerissen,